

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

268 (17.11.1932) Unterhaltung und Wissen

Winkerkrautkennung und Wissen

Die tote Stadt

Wenn man mich fragt, welches Kriegserlebnis mich am meisten erschüttert habe, so antworte ich: St. Quentin. Ich habe die zerlegten Leiber von Menschen und Tieren gesehen, habe unzählige Verwundete höflich hören und den Bestgeruch der Verwesung geatmet. Wenn man heute mit den Schlagworten „Militarismus“ und „Krieg“ um sich wirft, dann muß ich an die Opfer dieses Krieges denken. Über lebendiger noch wird die Erinnerung an jene unglückliche Stadt St. Quentin, wenn ich durch die Straßen meiner Heimatstadt wandere. Unablässig tönt hier der Verkehr auf und ab; Schreiklären blühen auf, und hell erleuchtete Schaufenster zeigen die Pracht ihrer Auslagen. Im Theater und Konzertsälen lauscht eine andächtige Menge den Offenbarungen der Kunst; die Beschaulicheren nehmen mit Varieté und Kino vorlieb. Ueberall ist Leben, Bewegung, Fortwärtstreben. Wenn auch der Schein trügt und das Glend tief in den Knochen sitzt, ein Stücken Bestium, ein Ecken Heimat hat noch jeder der vielen Tausende, die gleich mir ihren Abendbammel machen oder zu Hause in ihren vier Wänden sitzen.

Vor vierzehn Jahren kam ich aus dieser Stadt, wo ich einen kurzen Urlaub verbracht hatte, nach dem Westen. Der Pulschlag ihres Lebens klang noch in mir nach, als ich auf der Suche nach meinem Regiment, das seinen Standort inzwischen gewechselt hatte, in St. Quentin dem Zuge entstieg. Schon von fern hatte ich die Stadt, die einst 55 000 Einwohner zählte, freundlich im Sonnenlichte da liegen sehen, überlagert von der mächtigen Basilika. Doch als ich näher kam, veränderte sich ihr freundliches Antlitz in die häßliche Fratze eines Totenpostens. Die Stadt, beinahe ebenso groß wie meine Heimatstadt, war tot, gerodet von der Kriegsgeschehnisse. Keiner der Tausende von Einwohnern, deren Leben so unlosbar mit ihrer Stadt verbunden schien, meinte mehr in ihren Mauern. Der Krieg hatte sie unerbittlich hinausgeweht. Es half ihnen nichts, daß sie sich dabei das Herz aus der Brust reißen und es dort zurücklassen mußten, wo sie geliebt und geliebt, Freude und Leid erfahren hatten, wo ihre Kinder geboren, ihre Eltern begraben waren. Und als man sie aus ihrer Heimat vertrieben hatte, kamen Granaten über Granaten und schändeten die Wohnstätten der Unglücklichen. Die Geschosse rissen Löcher in die Wände und deckten die Häuser ab, daß der Regen den Weg ins Innere fand und alles zerstörte, was die Granaten noch übrig ließen.

Als allen Häusern, wohin ich auch meine Schritte lenken mochte, glockte mich das Grauen an, und ein widerlicher Geruch von Fruchtigkeit und Verwesung trug mir in die Nase. Argendwo lag ein zertrümmerter Koffer, und die zerstreuten Seiten löschten leise im Winde. Es klang wie ein vorwurfsvolles Klagen, wie eine Anklage gegen den Krieg, der nicht nur Menschen, sondern auch Dinge mordete. Im Theater, wo einst Hunderte festlich gesimmter Menschen sich beugend dem Kunstgenuß hingegeben hatten, fiel das eingedrungene Wasser monoton in schweren Tropfen von dem Schürboden auf die leere Bühne herab. Der Zuschauerraum war ein Bild der Verwüstung. Von einem großen Warenhause, dessen Anstalten früher ebenso schicklich als die Käufer angeordnet hatten wie die Schaufenster des Warenhauses meiner Heimat, fand nur noch das riesige

Eisengerippe. Das übrige hatte der Krieg gefressen. Die Basilika, einst ein Kunstwerk von einiger Bedeutung, bewies, daß der Krieg keine von Gott gemollte Einrichtung ist. Sie bewies auch, daß das Interesse von Generalen an derartigen Kunstwerken nur so weit reicht, als diese Werte zur Aufstellung von Artilleriebeschießungsposten tauglich sind. Wenn dann die böse feindliche Artillerie, die von ebenso kunstliebenden Seiten kommandiert wird, solche Baumwerke zerstört, dann macht man sich in Unschuld die Hände.

Vierzehn Jahre sind seit jenem Tage, an dem mein Fuß die tote Stadt betrat, verlossen. Vier-

zehn Jahre — wahrlich eine Zeit, in der die Menschheit Mittel und Wege hätte finden können, um sich das Kriegsgespenst für immer vom Leibe zu halten. Aber die Menschheit hat diese Zeit nur benutzt, um zu vergehen. Darum müssen wir uns schreien: „Seht euch vor, die ihr von Militarismus und Aufrüstung, von Beherrschung und Revanche schwärmt, seht euch vor! Auch euer „trautes Heim“, mo ihr das „Glück allein“ zu genießen glaubt, kann eines Tages eine durchlöcherter und ausgebrannte Ruine sein!“

Richard Spitznagel.

Gottfried Kinkel

Zu seinem 50. Todestage

Wollte sich die Gegenwart ein Urteil über Gottfried Kinkel einzig nach der Meinung bilden, die Karl Marx und Friedrich Engels in ihrem offeneren Briefwechsel über Kinkel austauschten, so nähme heute kein Hund zu seinem Andenken ein Stück Brot an. Sicher war das historische Recht auf der Seite der beiden, wenn sie, die Jahre, fast Jahrzehnte die Luft des Londoner Exils mit ihm teilten, ihn als einen, unwillkürlich, anmaßenden Schönwörterer ablehnten, aber Ausflüsse objektiver Gerechtigkeit waren weder die einzigen Bezeichnungen der bunte Kinkel, der „fische Kinkel“, der verlogene Kinkel“ noch der Spott über „seine rotschwarze leberne Weisheit“ zu reden, noch der Hohn: „Der Purche predigt Optimismus in faulem, but-abziehender, schwachmätiger Form.“ Wer Kinkel durch solche Ausdrücke des Unmutes der Altmeister des wissenschaftlichen Sozialismus ein für allemal abgetan wissen will, dem müßte freilich auch jedes böse Wort der beiden großen Häuser gegen Ferdinand Lassalle, Wilhelm Liebknecht und Ferdinand Freiligrath bare Mühe sein.

Der Kinkel, mit dem Marx und Engels in London nicht zusammenkommen wollten noch konnten, hatte überdies auch die sozusagen geschichtliche Aufgabe seines Lebens schon hinter sich; für den Rest seiner Tage geriet er vom Ruhme der Jahre 1848, 1849 und 1850. Im Vormärz schon konnte man seinen Namen, am meisten am Rhein. Ein Pariserlohn aus Oberhesseln, zog bereits der Ein-, der Zweihundzwanzigjährige als Privatdozent der Kirchengeschichte an der Bonner Universität und bald auch als Hilfsprediger der evangelischen Gemeinde in Köln die Aufmerksamkeit auf sich; noch mehr redete man von Kinkel, als er mit Johanna Rodol eine Katholikin und geschiedene Frau heimführte und von der Kirchen- zur Staatsgeschichte, zum Glauben zur Freigeisterei hinüberwechselte. Auch nach dem Vorbeir des Lichters griff er, obwohl nur ein Talent brühen oder vierten Ranges, mit manch gefälliger Strophe. In jene Tage, da er, ein lebhaft sprudelnder Kopf, Anregungen empfangend und gebend, geliebt und bewundert, redet aus dem Rollen zu leben glaubte, erinnerten später die Verse:

Im Freundesreigen stand ich stark
Reim Becher und in Freude.
Mein Leib war fest, gesund mein Mart,
Und golden floß die Rede.

Schon seine rheinische Heimat, die in Kinkels Geburtsjahr 1815 an Preußen gefallen war, und von deren Bedauern er vermerkte: „Wir selbst kamen uns viel eher als ein erobertes Land vor“, wies einem so beweglichen und zukunftsgläubigen Geiste seinen Platz im Lager der politischen Opposition an, und als 1848 Losbrach, schwenkte der Bonner Professor begeistert die Fahne der unbedingten Demokratie. Im Freiheitsüberschwange dieses Jahres war sein kritisches Pathos der rechte, auf Waffen wirkende Ton, aber als, im Frühjahr 1849, die Revolution auf beiden Seiten zu lahmen begann, bemies Kinkel, daß er, reichlich für die deutsche Einheitsrepublik erfüllt, doch mehr zu sein verstand als nur ein politischer Schönredner. Nach dem mißglückten Versuche, mit dem Bonner Demokraten das Siegburger Zeughaus zu führen, eilte er auf den Schauplatz der Reichsverfassungskampagne und trat in Baden als einfacher Wehrmann in das Freikorps Willlich ein. Als er Ende Juni während der Gefechte an der Marglinie vermundet in die Hände der Preußen fiel, machte er sich keine Illusionen über das Los, das ihn erwartete; seine leere Brause war es, was er in den Kosenatten von Kattant nieder schrieb:

Den Feinden mild, den Freunden gut,
Die Hand noch rein vom Fluche,
Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Blut
In meines Schicksals Buche:
So werr' ich in den Opferbrand
Ein reichbefruchtetes Leben —
O Glück und Stolz, mein Vaterland,
Für dich es hinzugeben!

Daß am 4. August das Kriegsgericht Kinkel, anstatt ihn vor die Gesehrträge zu stellen, „nur“ zu lebenslänglicher Festungstrafe, nicht etwa Festungshaft, verurteilte, erregte landauf, landab die jähnetrische Wut der Reaktion, die sich bemühte, auf Umwegen doch noch zum Ziele zu gelangen. Aber, nicht zuletzt aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, beständige Friedrich Wilhelm IV. der Spruch, nur daß er den Gehörten, anstatt ihn auf einer Festung Sand tarren oder Abtrittsgruben aussetzen zu lassen, in eine „Zivilanstalt“ übermies; so hatte der hohenzoller wenigstens sein rachsüchtiges Behagen baron, daß der verwöhnte Poet im Zuchthaus, erst zu Raungrad, dann zu Spandau, wie ein gemeiner Verbrecher behandelt, Wollte spülen mußte.

Diese Folterung eines reinen Menschen, der für seine politische Ueberzeugung litt, empörte indessen über die Kreise der Gefinnungsgenossen hinaus ganz Deutschland und ganz Deutschland jubelte auf, als es am 6. November 1850 dem jungen Karl Schurz durch einen kühnen Streich gelang, Kinkel aus dem Kerker zu entführen, und die Kunde einließ, daß beide unangefochten das englische Asyl erreicht hatten.

Wenn sich auch Kinkel in London an manchem Emigranten-hofspottus übernahm und später als Professor in Zürich zumellen nationalliberale Umwandlungen betam, so verleugnete er doch die politische Grundgesinnung seiner guten Jahre nicht. Dazu gehörte es, daß er sich nicht nur einen Demokraten, sondern auch einen Sozialisten nannte. Selbstem er denke und empfinde, so erklärte er, habe sich sein Herz zu den Armen und Unterdrückten gehalten und nicht zu den Reichen und Gemäßigten dieser Welt; 1848 betitelt er ein von ihm herausgegebenes Organ zur Belebung des Handwerkerstandes „Spartacus“, und 1849 meinte er es, des Todesurteils gemärtig, durchaus ehrlich mit dem Bekenntnis:

Der müden schwielenharten Hand
Ein sanfter Biss zu werben,
Du väterer Stand, du treuer Stand,
Für dich geh' ich zu sterben.
Euch Armen treu bis in den Tod,
Für euch zur Tat entschlossen,
Kall' ich uns nächste Morgenrot,
Vom kalten Blei durchschossen.

Rum war diese Empfindung für die Glenden und Unterdrückten mehr eine Sache des Gefühls als der Erkenntnis, ein, wie es die „Differenzierung“ einmal nannte, „poetischer Sozialismus“, aber stark genug blieb sie, um Kinkel der von Bismarck geheuten deutschen Sozialdemokratie zur Zeit des Ausnahmezustandes mit Rot und Lat bestehen zu lassen; als er am 13. November 1882 starb, erfuhr die Welt aus dem ehrenden Nachruf des „Socialdemokrat“ von dieser seiner Verbundenheit mit der gedächtesten Arbeiterpartei. Mochte Kinkel darum den höchsten Ansprüchen mehr als Dichter noch als Politiker noch als Mensch genügen, so wirt er, im Ganzen gesehen, doch so übel nicht und macht es durch seine Erscheinung und sein Schicksal begreiflich, daß er mit Beit Balmanns Wort eine Welle neben Robert Blum, der „vollständigste Revolutionsmartyrer“ in Deutschland war.

Hermann Wendel.

Das Drahtverhau im Altertum

Während man im Weltkrieg zu Verteidigungszwecken Absperrungen mit Stacheldraht vornahm, dienten schon in alten Zeiten Verhau aus Dornenbüscheln dem gleichen Zweck. Wie Gärar berichtigt, verhängte sich der Stamm der Herover gegen Völkerangriffe durch solche Verhau. In allerlei alten Schriften wird erzählt von Dornenbuden, die zum Schutze um Burgen gepflanzt wurden, so daß, wie es in einem Sange heißt, „darein niemand kommen mag“. Dornenbuden um Gärten zum Schutze zu pflanzen, ist noch heute in manchen Gegenden auf dem Lande üblich. Man bringt auch das Märchen vom Dornroschen, das im Schloße hinter einer Hecke schläft, durch die erst nach 100 Jahren der Prinz zu bringen vermag, mit dieser alten Dornenhecke als Verteidigungsverhau in Zusammenhang.

Die Jernherz-Norhe

ROMAN VON C. F. FORESTER
Deutsche Rechte Th. Knorr Nachl., Verlag, Berlin.
(26. Fortsetzung.)

Harolds ohnehin schon geringer Appetit auf kaltes Roastbeef schmolz in ein Nichts zusammen, und der Mund trachtete ihm dermaßen aus, daß er nicht instande war, das, was schon drin war, hinunterzuschlucken. Die beiden jungen Leute kamen ins Zimmer gestürzt.

„Kommen wir noch zurecht?“ fragte Danvers. „Herrlich! Vormärts, Emmie, Geliebte, hol' noch ein paar Teller!“

Emmie wäre bis nach Süddeafrika um ein paar Teller gelaufen, wenn ein hübscher junger Mann „Geliebte“ zu ihr sagte. Sie beeilte sich, dem Auftrag nachzukommen.

„Nur eine kleine Minute, Frau Pound,“ sagte Danvers, und sie gingen noch einmal hinaus. Harold und Puddingtopf waren einander einen Blick zu, Harold's Herz legte sich zu schlagen aus, als er sie die Treppe hinauflaufen hörte. Er hörte, wie sie über den Treppenaufgang in ihr Zimmer gingen, er hörte sie die Tür öffnen. Aber da geriet sein Herz mit einemmal wieder heftig in Bewegung und hüpfte wie rasend auf und ab, denn von oben kam ein donnernder Kraach, dann ein zweiter und dann noch einer und noch einer — die Mauern erzitterten, eine elektrische Birne knackte und erlosch mit einem plötzlichen Knall.

„Herrgott im Himmel!“ Frau Pound war in die Höhe gesprungen.

Puddingtopf lachte nervös. Harold hatte noch immer den Mund voll halbgekauten Roastbeefs. Eigentlich zeugt es von einem geringen Unterscheidungsvermögen für die Wichtigkeit der Dinge, wenn man sich, nach-

dem man vor kaum vierundzwanzig Stunden Augenzeugen eines brutalen Mordes gewesen ist, den Liebesbrief eines Königs in der Tasche hat und von zwei revolverbewaffneten Männern auf der Straße unten weiß, über ein blickendes zerbrochenes Porzellan und den Zorn von Marks und Danvers so sehr aufregen kann. Aber Harold war trotzdem in einer fürchterlichen Aufregung.

Gleich darauf stürzte Danvers mit dem schlotternden Marks hinter sich wieder in das Schlafzimmer.

„Wer, zum Teufel, hat uns denn in unserem Schlafzimmer diesen Narrenstreich gespielt?“ fragte Danvers.

Keine Antwort.

„Was ist denn los, herr Danvers?“ fragte Frau Pound.

„Argend ein verfluchter Idiot hat unser Zimmer verwüstet“, sagte Danvers.

„Sie können sich diese Schweinerei gar nicht vorstellen!“ sagte Marks hinzu.

„Der Wasserkrug ist in Stücke gegangen.“

„Und die Kafferschüssel.“

„Und die Leinwand sind alle zusammengebunden.“

„Wer in aller Welt“, sagte Frau Pound und sah ihre Pensionäre einen nach dem anderen mit unheilverkündenden Blicken an. Eine entsetzliche Sekunde lang ruhte ihr Auge auch auf Harold; die Schuld stand zwar auf seinem Antlitz geschrieben, aber selbst jetzt ließen die vergangenen fünf Musterjahre es unmöglich erscheinen, daß er eine so schändliche Tat begangen haben sollte. Frau Pound's Auge wanderte weiter zu Puddingtopf.

„Waren Sie es, herr Owen?“ fragte Frau Pound — eigentlich klang das gar nicht wie eine Frage; es war eine Anklage, und Owens Gesichtsausdruck war ein hinreichender Schuldweis.

Aber selbst jetzt mußte Frau Pound ihre

Gefühle zu beherrschen. Sie vergaß nicht, Emmie, die mit offenem Mund in all diesen Sensationen schwelgte, noch rasch aus dem Zimmer zu schicken. Nur keine Szenen vor den Dienstboten — und außerdem, wodurch hätte sich Emmie auch schon einen solchen Hochgenuß verdient!

„Gehen Sie hinauf, Emmie, und bringen Sie alles in Ordnung“, sagte Frau Pound in napoleonischem Ton. Und Emmie ging. Sie war teils betrübt, daß sie die nähere Erklärung nicht erfahren konnte, teils erfreut, daß sie den Schauplatz der Verwüstung betrachten durfte.

„Wollen Sie vielleicht die Güte haben, das zu erklären“, wandte sich Frau Pound voll Würde an Puddingtopf.

Aber Puddingtopf ließ sich nicht so leicht einschüchtern; sein Mut hob sich in der Erinnerung an all die angehäufte Niedertracht dieses Nachmittags.

Er zeigte hitzig auf Danvers und Marks; die beiden Herren sahen einander in unschuldigem Erstaunen an. Aber Frau Pound, die gerade ihre Basillistenblinde auf sie gerichtet hielt, hatte schon ihre Erfahrungen mit den Herren Danvers und Marks gemacht; ihren mißtrauischen Augen schienen sowohl das Erstaunen als die Unschuld übertrieben.

„Ich habe nie im Leben —“ begann Marks. „Von was, zum Teufel, reden Sie denn da?“ fragte Danvers.

„Doch, Sie waren es“, sprudelte Puddingtopf hervor. Er war vor lauter Aufregung von seinem Stuhl aufgesprungen. „Sie waren es. Sie kamen herauf und banden mich mit Striden, daß man jetzt noch die Einschnitte sehen kann“ — er zeigte die roten Strichen an seinen Handgelenken — „Sie benahmen sich wie die Frimnigen. Und ich hätte nie ein Wort darüber gesprochen. Wenn aber dann nur das kleinste bißchen in Ihrem

eigenen Zimmer geschieht, dann kommen Sie gleich fluchend und schimpfend gelaufen — bitte, Frau Pound, ein schlimmer Junge hat was angestellt.“

Es war ihm wirklich ernst mit seiner Erregung, und trug er nicht die unwiderleglichen Beweise an seinen Handgelenken? Frau Pound schien sichtlich bewegt.

„Rehmen Sie Ihre Worte in acht, herr Danvers“, sagte sie; eine Bemerkung, die den armen Danvers natürlich empfindlich aus der Fassung brachte. Marks hingegen ließ sich nicht so leicht schlagen, die ganze Widerspruchslust seiner Rasse machte sich geltend; und außerdem war er der erste gewesen, der das Zimmer betreten hatte, und ein großer Krug voll Wasser war ihm aus einer Höhe von zwei Meter auf den Knöchel gefallen.

„Nein, nein, nein“, rief Marks und suchte dabei wild mit den Händen. „Es ist nicht — wir waren nicht —“

Aber Frau Pound schenkte ihm keine Beachtung. Sie hatte vom verstorbenen Herrn Pound eine tiefe Verachtung für alle „Szenen“ geerbt.

„Herr Owen sagt, daß Sie es waren“, sagte Frau Pound, „und Sie behaupten, daß herr Owen es war. Und ich weiß, daß es jemand gewesen sein muß. Weshalb banden Sie herr Owen mit Striden und weshalb brachten Sie in seinem Zimmer alles durcheinander?“

In diesem Augenblick, als die ganze Gerechtigkeit auf den Kopf gestellt wurde, verlor Danvers auf eine für ihn höchst charakteristische Weise die Geduld.

„Wenn das alles ist, was Sie zu sagen haben, so haben wir weiter nichts hinzuzufügen. Aber —! Kommen Sie, Marks.“

Er zog seinen Zimmergenossen mit sich hinaus und die Treppe hinauf, wo Emmie eben mit größter Mühe Ordnung schaffte.

(Fortsetzung folgt.)